

Nr. 42. Bydgoszcz/ Bromberg, 22. Februar 1938



(29. Fortsetzung.) ———

Allein der blühende Klatsch beschränkt sich nicht nur auf die Angestellten aller Grade des „Nassauer Hof", sondern findet sehr rasch seinen Weg auch zu dessen Gästen.

Und so fängt Bernd am nächsten Morgen schon eine Bemerkung auf, die ihn die Teestunde mit Susanne bereuen lassen würde, wenn — ja, wenn sie nicht diese wundersam-süße Glückshoffnung in sein enttäuschtes Herz gesenkt hätte. In sein junges Herz, das nach Liebe verlangt, nachdem eben erst solch bitteres Leid jenen Jahren seines Lebens gefolgt war, die kaum ein Vegetieren gewesen sind.

In der letzten Nacht hat er vergeblich Felicitas' Bild beschworen; hat umsonst versucht, aus der furchtbaren Enttäuschung, die sie seinem Vertrauen bereitet hat, seinen Glauben an die Frau schlechthin in bittere Zweifel zu wandeln. Schließlich hat er alles Grübeln aufgegeben, alles Zergliedern von Gefühlen, und sich eingestanden, daß er dieses schöne, eigenartige Mädchen — ja, von besonderer Eigenart ist sie wohl, die Susanne — nicht mehr aus dem Kreis seiner Gedanken bannen kann. Daß er sich nach ihr sehnt. Schmerzhaft und unbezwingbar.

Jetzt aber gilt es zunächst eine Unbedachtsamkeit auszugleichen.

Er winkt dem Hund und geht ins Schreibzimmer.

„Guten Morgen," ruft er über die stürmische Begrüßung zwischen Lord und Suse hinweg, „dürfte ich wohl einer der Damen ein paar kurze, einfache Briefe gleich hier in die Maschine diktieren?"

„Ich will gern anfangen, Herr Doktor," erwidert die Lenz. „Aber wenn es länger dauert als bis elf Uhr, muß die Kollegin Steinhoff mich ablösen, denn dann muß ich pünktlich bei meinem carissimo italiano, tempo furioso auf Numero 65 antreten."

Natürlich ist Herr Rechtsanwalt Rainer mit seinem Diktat um elf Uhr noch nicht fertig.

Erika ist gegangen, und Suse hat sich an die Maschine gesetzt. Zierlich und graziös.

Geschickt spielt sie mit ihren feinen Fingern auf den ratternden Tasten.

„Mehr Briefe habe ich beim besten Willen heute nicht mehr anzusagen."

„Wollen Sie sie gleich hier postfertig machen, Herr Doktor?"

„Ja, das möchte ich auch. Vor allem aber will ich Ihnen sagen, daß ich keinen Klatsch an Sie herankommen lasen werde. Meine Impulsivität gestern darf Ihnen nicht hinterher Unannehmlichkeiten bereiten. Ich . ."

„Nicht, Herr Doktor. Für diese schöne Stunde zahle ich gern einen angemessenen Preis."

„Sie machen mich sehr glücklich, Susanne . . ."

„Sie haben mich auch sehr froh gemacht, als Sie heute zum Diktat hierher kamen. Ich habe sogleich Ihre Absicht verstanden, daß Sie allem Gerede die Spitze abbrechen wollten und . . . danke Ihnen . . . von Herzen."

„Wann haben Sie einen freien Tag, Fräulein Steinhoff?"

„Übermorgen . . ."

„Und wie wollen Sie ihn verbringen?"

„Ich dachte daran, nach Moosbach, Biebrich zu wandern."

„Darf ich Sie in Adolfshöhe erwarten?"

Sie nickt.

„Und um wieviel Uhr?"

„Zwischen vier und halb fünf . . ."

„Gut, auf Wiedersehen bis dahin."

Ein zärtlicher Abschied von Lord.

Dann ist das Mädchen allein. Horcht in sich hinein. Ahnt die Erfüllung jenes sinnentrunkenes Glücks, das in ihren andächtigsten geheimen Erwartungen und Träumen umgeht . . .

Und wagt dennoch nicht, daran zu glauben, in einem jähen Ausbruch maßloser Furcht.

Verhaltenes Schluchzen tropft in die Stille . . .

Sie schlägt die Hände vors Gesicht und läßt den lindernden Tränen ihren freien Lauf.

*

In einem der eleganten Modegeschäfte in der Wilhelmstraße ersteht Susanne ein Stilkleid aus zartgelbem Organdi mit großen blauen Phantasieblumen. Dazu einen weichen Florentiner. Diese Anschaffung reißt ein ungeheures Loch in ihre ängstlich gehüteten Ersparnisse. Aber — sie sieht bezaubernd aus.

Das sagt ihr der schlechte schmale Spiegel in ihrem Hofzimmerchen. Das sagt ihr Erikas laute Begeisterung.

Das sagt ihr der bewundernde Blick, mit dem Bernd sie begrüßt, als sie im Kaffee Adolfshöhe erscheint.

Sie gehen durch die Kastanienallee gegen Klarental.

„Haben Sie Altern gar nicht korrespondiert, Herr Doktor."

„O doch. Aber handschriftlich. Nämlich ganz privat. Ich habe einen sehr langen Brief geschrieben. An meinen Freund nach Berlin. Ich wollte ihn beruhigen über mein Ergehen, um das er in Sorge war; denn ich bin seinerzeit in einer recht bösen Verfassung aus Berlin abgereist."

„Sind Sie krank gewesen?"

„Meine Seele war krank, Susanne."

„Und nun? Fühlen Sie sich gesund?"

„Ja, Susanne . . . und mehr noch als das. Befreit und glücklich fühle ich mich . . ."

„Und . . . dieser Freund, dem Sie sich so mitteilen, der steht Ihnen ganz besonders nahe?"

„Ja . . . und deshalb habe ich ihm auch von Ihnen geschrieben und möchte ebenso Ihnen jetzt von ihm erzählen. Er ist der treueste Mensch, den ich kenne."

Und so erfährt Susanne Steinhoff von der Freundschaft, die Bernd Rainer mit Franz Helbing verbindet.

In ihrem Zuhören liegt innige Anteilnahme . . . Goldene Lichter spielen in ihren Augen, und warm kommt es aus ihrem Herzen:

„Wie sind Sie doch reich . . .!"

Wie ein zündender Funke fallen des Mädchens Worte in sein Gemüt. Blitzhaftes Erkennen. Erlösende Befreiung. Er bleibt stehen und zwingt auch sie, den Schritt zu verhalten. Ganz nahe über dem schmalen Kopf flüstert er:

„Ach, Susanne, jetzt weiß ich es, jetzt, während Sie diese letzten Worte sprachen, da ist mir bewußt geworden, an wen mich Ihre Stimme, und nicht nur sie allein, sondern Ihre ganze Ausdrucksweise gemahnt. Die ganze Zeit über hat es mich schon irgendwie gequält, aber erst jetzt war die Ähnlichkeit so stark, daß ich es erkannte . . ."

„Sie machen mich neugierig, Herr Doktor. Wem spreche ich denn so ähnlich?"

„Meiner Frau."

„Ihrer Frau?" Susanne stößt diese beiden Worte hervor. Fast verliert sie die Beherrschung.

Bernd sieht ihr schreckhaftes Erblassen, aber — er freut sich dessen. Er lächelt, nimmt ihren Arm und führt sie in die Waldschneise, die sie gerade queren.

Bernd spricht von Blandine, von der Frau, die während der Jahre seiner Erblindung seine Gattin geheißen hat, die eine so einzigartige Vertretung seiner Person im Berufsleben war — klug, gütig und vornehm . . . Während er erzählt, sieht er hinauf durch die Baumkronen in den tiefblauen Sommerhimmel. Seine ganze, herrliche Einstellung zu Dina liegt in seinen Worten.

Dabei wird ihm bewußt, daß das Mädchen Suse, das er sehend mit allen Sinnen und von ganzem Herzen liebt, jener Frau wesensverwandt ist, die seiner Blindheit gütige, helfende Kameradin gewesen war, der seine Seele dankerfüllte Verehrung entgegengebracht hat; deren Andenken niemals ganz aus seinem Gemüt schwinden kann. Und diese Erkenntnis löste den letzten Rest quälenden Suchens auf der Fährte verblassender Erinnerung in ihm.

Als er endet, schickt er einen Blick zu Susanne und findet das stille Oval ihres Gesichts so von tiefem Gefühl überstrahlt, daß er sich Gewalt antun muß, seinem Impuls nicht zu folgen, der ihn dazu treibt, dieses erlesene Geschöpf in seine Arme zu reißen. Dieses Geschöpf, das er vielleicht darum so stark liebt, weil in dessen Persönlichkeit Anklage an Dinas Wesensart ihn grüßen . . . Ihn durchströmt ein Gefühl unbeschreiblichen Glücks; jenes Glücks, das der erlebt, der seinen Lebenssinn gefunden hat.

In sein befreites Aufseufzen klingt die Melodie ihrer Worte:

„Ihr Los ist nicht alltäglich, Bernd . . ." — sie nennt ihn zum erstenmal beim Vornamen, ein wenig scheu und befangen; aber unendlich beglückend für den Mann — „das Schicksal gefällt sich darin, Sie in Tiefen zu schleudern und auf Höhen emporzuheben . . ."

„Ja . . . es hat mit mir gespielt. Willkürlich. Und dann hat es mir noch eine bitterschwere Enttäuschung bereitet. Eben jene, aus der ich hierher geflohen bin . . . Jetzt aber hoffe ist das ungebärdige Schicksal in die Hand zu bekommen, es zu meistern und — seines Glückes teilhaftig zu werden."

„Man kann sich auf keine Höhe hinaufdenken, man muß sie allemal ersteigen," sagt Suse leise.

„Ja, vielleicht mußte alles just so kommen, damit es zu dieser Stunde führen konnte, geht es ihm durch den Sinn, indes er sagt:

„Man muß wohl die Hölle durchschritten haben, um den Himmel zu erkennen und seiner wert zu sein."

„Das kann sein. Sicher aber ist, daß der Mensch sich davor hüten soll, überwundenen Schmerzen noch seinen Fluch nachzusenden. Niemals soll man den müßigen Wunsch nach einer anderen Vergangenheit nähren; denn alles Erlebte, und besonders alles Erlittene, bleibt doch ein Stück eigenen Lebens — da schneidet man nichts heraus. Vergangenheit ist Erinnerung. Vergangenheit hat immer Wundmale. Große und kleine. Aber wer sein Leben liebt, liebt auch die Narben, die es ihm schlug."

„Sie sprechen aus Erfahrung . . . Susanne?"

„Ja . . . aus eigener, bitterer Erfahrung. Aber . . . ich möchte heute nicht daran rühren, noch nicht . . . Bernd . . . Wenn ich Sie aber nach Ihrer letzten schweren Enttäuschung fragen wollte, was würden Sie mir antworten?"

„Daß Sie auch dieses dunkle Kapitel meines Lebens kenn müssen, weil es seine Geschichte erst ganz vollständig macht."

Und ein drittes Mal beginnt Bernd zu erzählen.

Er erzählt von Felicitas . . .

Als Susanne am späten Abend ihr Zimmerchen aufsucht, liegt Bernd Rainers Leben vor ihr wie ein offenes Buch.

Bernds erster Gang am folgenden Tag gilt dem Empfangschef des Hotels.

„Grüß Gott, Herr Schüne."

„Wünsche guten Morgen, Herr Doktor. Sehen ja schon prächtig erholt aus, so daß ich wohl auf Ihre vollste Zufriedenheit mit Wiesbaden im allgemeinen und dem „Nassauer Hof" im besonderen rechnen darf."

„Dürfen Sie, mein Lieber dürfen Sie allemal. Es behagt mir hier wirklich so ausgezeichnet, daß ich gern noch bleiben möchte, obzwar mich eigentlich die Pflicht schon nach meiner Berliner Kanzlei zurückruft."

„Kann man dieser Pflicht nicht ein paar gute Worte geben, damit sie ihr Rufen noch eine Zeitlang unterläßt, oder aber sich wenigstens eines leicht überhörbaren Pianissimus dabei befleißigt?"

„Sie haben die Situation erfaßt. Ich bin nämlich gerade im Begriff, mich gütlich mit der Gläubigerin „Pflicht" zu einigen. Wozu wäre ich denn sonst auch ein Rechtsanwalt, nicht wahr? Aber ich bedarf bei der Durchführung dieses gewissermaßen außergerichtlichen Vergleichs Ihrer gefälligen Mitwirkung."

„Ich bin mit Leib und Seele dabei, Herr Doktor."

„Ja, dann passen Sie mal, bitte, gut auf. Ich fröne also weiter meiner Erholung in Wiesbaden, widme aber täglich einige Nachmittagsstunden der Arbeit, die mir mein Bureauvorsteher in Form von Korrespondenzen aus Berlin hierherschickt. Ich brauche nun zur Erledigung dieser Arbeiten eine Sekretärin von der Qualität Ihres Fräulein Steinhoff."

„Aber bitte, Herr Doktor, das Fräulein steht Ihnen täglich zur gewünschten Zeit zur Verfügung."

„Die Arbeit bei mir ist ziemlich anstrengend. Wenn ich der Dame dabei einen Tee, Kaffee, oder sonst eine Erfrischung anbiete, ist das wohl eine ganz einfache Selbstverständlichkeit, nicht wahr?"

„Gewiß doch, Herr Doktor."

„Sollte es irgend jemandem belieben, ein dummes Gerede darum anzuzetteln, dann wäre ich leider genötigt, mir ein anderes Hotel zu suchen."

„Aber, ich bitte, Herr Doktor, das ist doch gänzlich ausgeschlossen."

„Um so besser, Herr Schüne. Übrigens hörte ich zufällig durch Ihr nicht minder tüchtiges Fräulein Lenz, daß Fräulein Steinhoff nur aushilfsweise im „Nassauer Hof" angestellt ist. Sehen Sie, ich könnte Ihnen ja nun ohne weiteres diese ganz hervorragende Kraft wegengagieren. Sie dürfen mir ruhig glauben, daß in meinem Berliner Bureau Platz für sie wäre. Aber so etwas tue ich nicht. Ich will nur . . ."

„Ich weiß genau, was Sie wollen, Herr Doktor, und ich bitte, versichert zu sein, daß alles nach Ihrem Willen geschehen wird."

„Na, dann wäre ja alles in bester Ordnung. Auf Wiedersehen, Herr Schüne!"

„Empfehle mich, Herr Doktor."

Freundlich grüßend verläßt Bernd, gefolgt von seinem Lord, das Hotel und schlägt den Weg nach dem Kurpark ein.

Am Nachmittag kommt Suse zum Diktat.

Mit keinem Wort wird auf den gestrigen Tag zurückgegriffen und auf die große Aussprache, die er brachte.

Er war dagewesen, um die beiden Menschen einander näher zu bringen. Er hat die Verbundenheit geschaffen, die in wortloser Selbstverständlichkeit empfunden wird; die sich auswirkt in einer Atmosphäre seelischer Harmonie.

So werden diese Stunden gemeinsamer Arbeit den beiden alsbald zum Inhalt ihrer Tage.

Noch sprechen sie nicht in Worten von dem, was sie erfüllt. Doch die Luft um sie zittert von dem Geheimnis ihres Blutes, und jeder Blick und jede verhaltene zärtliche Begrüßung und jeder Händedruck beim Abschied verrät, was ihre Lippen noch scheu verschweigen . . .

(Fortsetzung folgt.)

„Und Gutenberg hieß Gensfleisch ...“

Hausnamen werden zu Familiennamen.

Von Dr. C. W. Carstensen.

Wenn im Mittelalter der Bauer seine Erzeugnisse in die Stadt lieferte, hatte er es nicht so leicht wie in heutigen Zeiten, das Wohnhaus seines Kunden ausfindig zu machen. Straßenname und Hausnummer waren damals noch unbekannt. Und solche Angabe hätte dem biederen Dörfler auch nur wenig nützen können, denn nur ein geringer Teil des „Volkes vom Lande“ war der Kunst des Lesens kundig. In jener gemütvoll-beschaulichen Zeit, die zu allen Dingen ihrer täglichen Umgebung in persönliche Beziehung trat, war die Sitte weithin verbreitet, den Wohnhäusern Namen zu geben. Das rasche Wachstum der Städte, deren Baukunst durch das Zeitalter der Kreuzzüge neuen Aufschwung gewann, ließ eine Unterscheidung im Gewirr der hochgiebligen Fachwerkbauten dringend notwendig erscheinen, so daß Häusernamen in Süddeutschland und am Rhein schon früh zu belegen sind. Urkunden der Stadt Köln nennen bereits um 1150 eine domus super qua ursus lapideus stat (ein Haus, vor dem ein steinerner Bär steht). Was lag näher, als daß das Volk dieses Haus, das der Besitzer aus besonderen Gründen mit dem Bild des Bären geschmückt hatte, „zum Bären“ nannte? Und was lag näher, als daß der Name des Hauses dem des Besitzers beigefügt wurde?

Um das Jahr 1200 sind Hausnamen in fast allen Städten der süd- und westdeutschen Kultur- und Wirtschaftsmittelpunkte anzutreffen. In besonders einheitlicher Verwendung waren solche Namen in Erfurt verbreitet, dessen Register in der Blütezeit der Stadt über zwölfhundert Hausnamen aufweist. In Norddeutschland scheint sich die Verwendung der Hausbezeichnungen jedoch auf die Städte Braunschweig, Magdeburg und Lübeck zu beschränken.

Ein reizvoller Blick mitten hinein in das Stadtleben jener Zeiten eröffnet sich bei der Betrachtung des städtischen Hausregisters aus dem Mittelalter. Ursprünglich war die Benennung willkürlich; doch bald schon ließ die Rechtsgrundlage feststehende Bezeichnungen als dringend notwendig erscheinen. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts verbot der Rat der Stadt Köln jegliche Hausnahmenänderung, und die Stadt Freiburg erließ 1565 eine Verordnung, nach der es „für gut angesehen und erkannt worden, umb mehrerer Gerechtigkeit willen, denen Häusern, so keinen Namen haben, Namen zu geben, welche Namen folgends an die Häuser gemalt und nit wiederumb geändert werden sollen“. Die ersten Hausnamen gehen auf natürliche Dinge der Umgebung des Grundstücks zurück: „zim Nuzpoume“ (zum Nußbaum), „zem Eekboom“ (zur Eiche) und ähnliche Kennzeichnungen sind häufig zu belegen; die besondere Lage des Anwesens bringen Benennungen wie „im Baumgarten“, „im Rosenhag“ u. ä. zum Ausdruck. Handwerk und Gewerbe stellt — wie es ja noch heute teilweise üblich ist — sein Werkzeug bildlich dar oder läßt das Haus nach dem Haupterzeugnis seines Schaffens bezeichnen; die fromme Verehrung, in der religiöse Bilder oder solche der Schutzheiligen als Zeichen angebracht wurden, läßt Hausnamen wie „zur Megede“ (zur Magd = Maria), „zum Christoph“, „to dat lutke Hemelrike“ (zum kleinen Himmelreich) und „zum Pilgerstab“ entstehen. Unerschöpflich sind die Fülle und die Vielgestaltigkeit solcher Hauszeichen; Tiernamen finden weithin Verwendung: „zem Buchse“, „zuom Lembli“ (zum Lämmlein) und „zum roden Veren“ u. a. wechseln in buntem Reigen mit dem Zeichen des „güldenen Löwen“, des „grone Visch“ (des grünen Fisches) und des „schwarzen Ochsen“; ein Haus „zum Bocke) (domus dicta zem Bocke) ist bereits im 12. Jahrhundert nachzuweisen. Eigentümlichkeiten und Sonderheiten des Besitzers finden in der Hausbenennung ihren Niederschlag, und manches alte Zeichen mag sich auf ein besonderes Abenteuer, auf ein Erlebnis in fernen Ländern oder gar auf die Kreuzzüge beziehen. So scheint z. B. die Benennung „zum Rebstock“ eines Erfurter Hauses auf die Erlebnisse einer Reise zum Heiligen Grabe zurückzugehen, von der der Erbauer des Hauses einen großen, merkwürdigen Rebstock mitbrachte, den er zum Hauszeichen erkor.

Manches Hauszeichen führte in die kampffrohen Jahre mittelalterlichen Turnierleben; damals truger auch die Stadthäuser der Ritter in Stein gehauen das Wappen des Geschlechts. Und wo die Turnierfahrer, da öffentliche Gasthäuser noch selten waren, fremde „Herberge“ erbitten mußten, hängten sie ihr Wappen vor das Haus zum Zeichen ihrer Anwesenheit. Wer weiß heute noch, daß die Bezeichnung „Aushängeschild“ ihren Ursprung in jene Zeit zurückführt? Da der Landedelmann bei seinem Aufenthalt in der Stadt stets in demselben Hause einzukehren pflegte, ergab es sich von selbst, daß sein Wappenbild dem Hause den Namen gab. Später wurde jeder Ratsbürger wappenfähig und nahm ein Geschlechterzeichen an, das seinem Hause den Namen gab.

Man darf den Einfluß der Hausbenennungen auf die Bildung unserer heutigen Familiennamen nicht überschätzen, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß ein großer Teil unseres Namengutes auf solche Herkunft zurückzuführen ist. Bekanntlich hieß der Erfinder der Buchdruckerkunst ursprünglich Henne Gensfleisch, ehe er den Hausnahmen „Gutenberg“, den Familiennamen seiner Mutter, annahm. Ebenso geht der Name des rheinischen Geschlechts derer von Geyer auf eine alte Hausbezeichnung zurück; bereits im Jahre 1323 ist in Speyer ein Rudolf zum Gir nachzuweisen. Besonders deutlich zeigt sich dieser Übergang vom Haus- zum Familiennamen bei einer Familie, die in Braunschweiger Urkunden aus dem 15. Jahrhundert aufgeführt wird. Dort wohnte ein Cord van Scheppenstede, dessen Haus den Namen „to den Strute“ (zum Vogel Strauß) trug; im Jahre 1467 nennt der Besitzer sich Cord Struß und bei seinem Sohn Hans Strus, der in der Besitzfolge bis zum Jahre 1500 erscheint, findet sich der Name bereits in der Erblichkeitsform. Ebenso ist in Braunschweig um 1530 ein Hans Arberg nachzuweisen, der sich später nach seinem Hauszeichen Hans Rudenkrantz (Rautenkranz) nennt.

Von dem Brauch, dem Haus einen Namen zu geben, blieb in späterer Zeit nur wenig bestehen. Der Dreißigjährige Krieg mit seinen furchtbaren Folgeerscheinungen, die so manches wertvolle Volksgut vernichteten, hat auch hier vieles zerstört. Die Namen der Gasthäuser und Apotheken künden noch von jenen Zeiten, während die schöne Sitte sich in der ursprünglichen Form in einigen Ortschaften am Bodensee und in der Schweiz erhalten hat.

Wie erreicht man ein hohes Alter?

Ein 83jähriger Herr erteilte darüber im Jahre 1837 folgende Auskunft:

1. Wer, jung oder alt, nach seiner letzten Mittagsmahlzeit nicht nach sechs Stunden, und nach seiner letzten Abendmahlzeit nicht nach zwölf Stunden eine Leere im Magen oder das Gefühl des Hungers bei sich wahrnimmt, der hat beim letzten Mahle zuviel gegessen.

2. Die meisten alten Leute essen zuviel und irren sehr, wenn sie in der Meinung stehen, daß ihre Natur mehr Nahrungsmittel nötig habe, als ihr Magen leicht und bequem in sechs Stunden verdauen kann. Sie können mit der Hälfte oder einem Drittel gegen ihre mittleren Lebensjahre auskommen, denn ihre Verdauung geht um so langsamer vonstatten, je älter sie werden, indem die inneren Bewegungen nicht mehr durch die äußeren soviel Unterstützung finden, als in den kräftigeren Jahren, auch Wärme und Ausdünstung nachlassen.

3. Wer zum höheren Alter, das mit dem fünfundsechzigsten Jahre beginnt, gekommen ist — denn die meisten Alten sterben in diesem oder dem folgenden Jahre — hat keinen organischen Fehler in seinen inneren Teilen und muß bei strenger Mäßigung das höchste Alter erreichen, das sein Individuum erlangen kann. Wenn Leute dieses Alters über einen schwachen Magen oder über Beschwerden des Unterleibs, Aufstoßen, Blähungen, Beklemmungen und dergleichen klagen, so liegt die Schuld an ihnen selbst, denn sie sollten doch aus vieljähriger Erfahrung wissen, daß diese Übel sie nicht drücken würden, wenn sie mäßig gewesen wären.

4. Die meisten Menschen, wie die meisten Alten sterben eines unnatürlichen Todes, denn weil sie ihre Eß- und Trinklust in der Jugend nicht zu zügeln gelernt haben, so sterben sie an den Folgen der Unmäßigkeit oder vielmehr der Übermäßigkeit. Einer meiner Freunde starb im 68. Jahre, der nach seiner eisenfesten Konstitution über hundert Jahre hätte steigen können, weil er fortfuhr, seinem Magen mehr zuzumuten, als er vertrug.

5. Es ist kein gutes Zeichen, wenn die Leute Magentropfen, bittere Branntweine oder sonstige Magenstärkung

nötig haben, sie haben den Stein der Weisen, die Mäßigkeit, noch nicht gefunden und verbittern sich ihr Blut und Leben.

6. Reichbesetzte Tafeln und Gastmahle sind für ältere Leute ein gefährliches Ding. Wenn es der Todesengel erfährt, so wetzt er an seiner Sense. Mein siebzigjähriger Nachbar erzählte von der Hochzeit seiner Enkelin von vielen lieblichen Speisen und Getränken, an denen er sich gütlich getan und wie er sich auf die Kindtaufe freue. Das war zu Weihnachten und er lebte nicht einmal mehr Ostern.

7. Daß so viele Menschen zwischen dem 48. und 58. oder 60. Jahr am Schlagfluß sterben, liegt ebenfalls an der Überernährung des Körpers, dessen innere Teile und Gewebe härter werden, sich nicht mehr ausdehnen und in denen durch zu starke Nahrungsaufnahme das Blut ins Stocken kommt. Vormals starben keine Landleute am Schlagfluß, seit den fetten Jahren am Ende des letzten und am Anfang dieses Jahrhunderts findet man ihn häufiger, weil man bei weniger Arbeit sich besser, oder vielmehr reichlicher ernährt.

8. Welche Speisen am besten bekommen? Alle — wenn man nicht mehr von ihnen genießt als nötig!

9. Wer gesund sein und alt werden will, muß dafür sorgen, daß ihm das große Luftmeer, worin er lebenslänglich baden muß, daran nicht hinderlich werde: denn dieses wirkt auf ihn verderblicher als auf die Fische im Wasser. Keine Sorge kann ihm wichtiger sein, als durch tägliche Übung sich gegen warme und kalte, dicke und dünne, feuchte und trockene, veränderliche und beständige Luft und deren plötzlichen Wechsel abzuhärten, um sich von Jugend auf bis ins höchste Alter hinein, in jeder Jahres- und Tageszeit, ohne Unbequemlichkeiten zu verspüren, aufhalten zu dürfen. Verzärtelung in diesem Falle bringt die größten Nachteile, Schwäche der Gesundheit und kürzt das Leben ab. Das Gegenteil nimmt man bei Jägern und Hirten wahr. Der schlechten Luft wegen nennt man die großen Städte die Gräber der Menschheit.

10. Wer sich in seinem Alter weich betten und die bald ganz abgenutzten Glieder ausruhen lassen will, der muß sich in seiner Jugend an ein hartes Lager gewöhnt haben. Bis zu meinem 40. Lebensjahr war es mir gleichviel, wie und wo ich schlafen und ruhen sollte, wenn ich müde war, auf einer Bretterbank, einem schrägen Schemel oder auf einem Flaumenbett. Mitgeteilt von **Walter Persich.**

Brennender Kakao.

Die Kakaopflanzer Westafrikas haben sich zur Verbrennung eines großen Teils ihrer Vorräte entschlossen. Gewiß ist es nicht das erste Mal, daß Nahrungsmittel der Vernichtung anheimfallen. Amerikanischer Weizen und brasilianischer Kaffee sind während der Krise, als mit der Kaufkraft auch die Eindeckungen der großen Verbrauchszentren abnahmen, in den Kesseln der Lokomotiven verfeuert oder ins Meer versenkt worden. Damals hat man deshalb das Wirtschaftssystem selbst angeprangert, dem der Ausgleich zwischen Bedarf und dem überquellenden Angebot nicht gelinge. Den Produzenten aber und den sie vertretenden Regierungen erschien, nachdem die Einlagerung an ihrer Kostspieligkeit gescheitert war, die „rentable Vernichtung" als der letzte Weg, um den Markt von den sich immer höher auftürmenden Vorräten zu entlasten, den Preisverfall aufzuhalten und die Erzeugung selbst wieder lohnenswert zu machen. Befindet sich der Kakaomarkt jetzt in einer ähnlichen Lage?

Der Preissturz, der im April vorigen Jahres begann und die Londoner Notierung von ihrem Höchststand von fast 60 Schilling je englischen Zentner um mehr als die Hälfte abgleiten ließ, spräche dafür. Dennoch ist die Vernichtungsaktion weniger eine Folge der inzwischen gewiß verschlechterten Marktlage als vielmehr des Ausfuhrboykotts der Produzenten selbst, der im November begann und auch gegenwärtig noch anhält. Wie kam es dazu? Am 1. Oktober v. J. hatten sich große europäische Verbraucher zu einem Einkaufskartell zusammengeschlossen. Sie wollten die Einkaufsbedingungen im Handel mit den Produzenten der afrikanischen Goldküste kontrollieren und eine Preishausse, wie sie zu Anfang des Jahres nicht zuletzt durch ihre interne Konkurrenz selbst verursacht worden war, für die Zukunft verhindern. Die Pflanzer der Goldküste antworteten mit einem Verschiffungsboykott. Da sie trotz dem starken Anteil der Eingeborenenerzeugung straff organisiert waren und da vor allem fast die Hälfte der Weltausfuhr auf sie entfiel, glaubten sie die Front der Verbraucher bald durchbrechen zu können. Der erwartete Erfolg blieb jedoch aus. Die Konzerne verspürten den Lieferungsausfall der Goldküste um so weniger, als die sehr elastische Kakaonachfrage infolge der Wirtschaftskrise in dem größten Verbraucherland, den Vereinigten Staaten, einen schweren Rückschlag erlitt und die übrigen Erzeugerländer ihre Ausfuhren verstärkten. Die Pflanzer der Goldküste blieben dagegen auf ihren Vorräten sitzen, die inzwischen auf 120 000 Tonnen, also die Hälfte ihrer vorjährigen Ausfuhr, angeschwollen waren. Jetzt wollen sie „reinen Tisch" machen. Aber werden die Flammen, die anstatt der Menschen den Kakao verzehren, das Zeichen für eine Versteifung oder für das Ende des Boykotts sein? Den Preis, den die Produzenten zu ihren Gunsten hochtreiben wollten, werden sie auf jeden Fall selbst zu bezahlen haben.



Bunte Chronik



Den Falschen entlassen.

Der Direktor eines französischen Gefängnisses mußte kürzlich eine unangenehme Entdeckung machen, als er mit dem Staatsanwalt einen Rundgang durch die Zellen der Schwerverbrecher unternahm. Gemeinsam betraten die beiden die Zelle des Sträflings Gouges, der noch eine Strafe von mehreren Jahren abzusitzen hatte. Die Zelle war leer. Der Direktor blickte den Wärter fragend an und erhielt die Erklärung: „Ja, Gouge ist doch auf Ihre Anordnung vor zwei Stunden entlassen worden." Der Direktor faßte sich entsetzt an den Kopf und rief aus: „Aber doch nicht Gouge! Der Gefangene B. sollte freigelassen werden." Man eilte zur Zelle des B. und fand tatsächlich noch den Sträfling, der bereits in den Gefängnislisten in die Rubrik „entlassen" eingetragen war.

Natürlich wurde sofort die Kriminalpolizei aufgefordert, den irrtümlich Entlassenen wieder einzufangen, was nach zweistündiger abenteuerlicher Jagd auch gelang, da die Entlassung erst zwei Stunden vor Entdeckung des Irrtums veranlaßt worden war. Der fahrlässige Gefängniswärter kam infolgedessen noch mit einer Zigarre davon. Weil die Sache wider Erwarten einen guten Ausgang genommen hatte!



Lustige Ecke



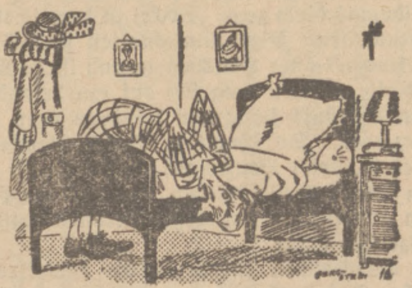
Wetter und Rundfunk.

„Sieh, wie es draußen regnet! Und dabei wurde gestern im Radio schönes Wetter angekündigt."

„Ich habe es dir immer gesagt, wir müssen uns einen neuen Radioapparat anschaffen!"

*

Die ängstliche Dame im Hotel.



„Hilfe! — ein Paar große Männerfüße!"

Verantwortlicher Redakteur **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.**, beide in Bromberg.